

Bemerkungen zur Frühgeschichte des nördlichen Niederösterreich

Von Herbert Mitscha-Märheim

1. Raabs

Bekanntlich nennen die Tschechen Österreich „Rakousko“, die Österreicher „Rakoušany“. Bis vor etwa 35 Jahren hat man bisweilen angenommen, daß dieser Name mit dem des Völkchens der *Rakatriai* oder *Rakatai* zusammenhänge, das Ptolemäus im 2. nachchristlichen Jahrhundert wohl auf Grund einer älteren Vorlage am nördlichen Donauufer nächst der Marchmündung erwähnt. Wegen des Gleichklanges mit einer mittelalterlichen Namensform der Ortschaft Raabs („Rakiz“), die man gleichfalls darauf zurückführte, findet man auf älteren historischen Karten dieses Volk vielfach sogar fälschlich in Südmähren angesetzt.

Mußte diese Annahme schon darum als völlig verfehlt und unbegründet angesehen werden, da ja die *Rakatriai* nur dieses einmal von Ptolemäus, sonst aber durch all die 900 Jahre bis zum Hochmittelalter niemals mehr erwähnt werden, so hat Walter Steinhauser die Situation zu Beginn der vergangenen Dreißigerjahre insoweit geklärt¹, als er nachwies, daß der tschechische Name *Rakousko* vom Namen der Siedlung Raabs komme und aus einer Zeit stamme, da die dortige Burg ein Hauptort des damals (im 11. Jahrhundert) noch außerhalb der Mark Österreich gelegenen Grenzgebietes gegen das Reich der Premysliden gewesen sei. Wer damals aus den tschechischen Ländern nach Österreich gelangen wollte, kam auf der sogenannten „Böhmstraße“, die über Raabs nach Süden ging², ins Kampland und weiter herab an die Donau. Daher hießen seit damals die Österreicher bei den böhmischen Slawen „Rakoušany“, die „Raabser“.

Die ältesten Nennungen für Raabs lauten: 1100 (beim böhmischen Chronisten Cosmas) *castrum Rakouz*, 1112 und 1150, 1160 (in deutschen Quellen) *Ratkoz*. Steinhauser erklärt den Namen als einen sogenannten „genetivischen Ortsnamen“, abgeleitet vom

¹ W. Steinhauser, Die genetivischen Ortsnamen in Österreich. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Kl. 206/1, Wien 1927 (erschienen 1930). Dazu A. Mayer (Agram), Besprechung dieser Arbeit im Jahrb. f. Landeskunde v. N.Ö. 24, 1931, S. 283. W. Steinhauser, Zur Herkunft und Bedeutung der n.ö. Orts- u. Flurnamen. Jahrb. f. Landeskunde v. N.Ö. 25, 1932, S. 40.

² K. Lechner, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels. Das Waldviertel Band 7/II, Wien 1937, Karte.

altdeutschen Personennamen Râtkôz, der von den Tschechen schon vor 800 als Rakouz übernommen worden sein muß. Er schließt dabei die Möglichkeit nicht aus, daß Raabs auf eine „Quadensiedlung“ zurückgehen könnte, wogegen Rudolf Much mit Recht geltend macht³, daß das nördliche Waldviertel im Gegensatz zum Weinviertel keine vorgeschichtlichen Quadenfunde geliefert hat.

Oskar Mitis suchte (allerdings vergeblich) nach einem baierischen Grundherrengeschlecht, das im 8. Jahrhundert Beziehungen zur Raabser Gegend gehabt haben und durch einen seiner Râtkôz genannten Vertreter als Namengeber der Ortschaft bzw. der Burg fungiert haben könnte⁴.

Soweit scheint nun alles klar. Nicht klar ist allerdings die Frage, wann — den siedlungsmäßigen und politischen Gegebenheiten nach — im Raabser Gebiet ein germanisch-deutscher Grundherr vor dem Jahr 800 als Namengeber eines Ortes fungiert haben könnte. Die markomannisch-quadischen Siedlungsfunde des 2. bis 4. Jahrhunderts reichen vom Weinviertel ausgehend nicht über die Linie Dürnstein—Gföhl—Horn—Geras—Hardegg nach Westen⁵. Ebenso wenig die dem „gotisch-hunnischen Kreis“ angehörigen des 5. Jahrhunderts, die in den Gräberfunden von Sigmundsherberg und Horn ihre bisher weitest nach Westen hin vorgeschobenen Exponenten besitzen. Die Langobarden des 6. Jahrhunderts haben in Straß am Kamp, in Gneixendorf und um Krems ihre westlichsten Gräberfunde hinterlassen⁶. Auch das Awarenreich scheint im Satellitenbereich der Norddonauslawen in der Gegend um Horn seine nordwestlichsten Grenzposten besessen zu haben⁷. Natürlich wird man fragen gegen wen? Aber das fundmäßig belegte Kartenbild läßt wohl vermuten, daß vom 2. bis zum 8. Jahrhundert der siedlungsfeindliche „Nordwald“ die Landschaften des donaufernen Waldviertels bedeckte, durch den wohl bloß einzelne mehr oder minder einsame Verkehrswege vom bereits reich bevölkerten Südosten nach den böhmischen Siedlungsgebieten des Nordens und Nordwestens führten.

Vom 9. Jahrhundert an läßt sich an Hand der Brandhügelgräber im Raum zwischen Raabs, Horn und Drosendorf mit dem süd-böhmischen Raum zusammenhängende slawische „Waldbauernsiedlung“ (Messern, Haselberg, Staningersdorf, Irnfritz, Nondorf etc.) nachweisen, während im Kamptal zwischen Stiefern und Mold im 9. und 10. Jahrhundert an Hand von Siedlungs- und Grabfunden

³ R. Much, MIÖG. 40, S. 310—316.

⁴ O. Mitis, Râtkôz der „große Unbekannte“. Jahrb. f. Landeskunde v. N.Ö. 27, 1938, S. 319—328.

⁵ H. Mitscha-Märheim, Fundortkarten der Quaden und Markomannen in Niederösterreich. Atlas von Niederösterreich 1956.

⁶ Vgl. die neuesten Fundkarten des 5. und des 6. Jahrhunderts bei H. Mitscha-Märheim, Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren Wien 1963.

⁷ H. Mitscha-Märheim, Eine awarische Grenzorganisation in Niederösterreich? Jahrb. d. Röm.-German. Zentralmuseums Mainz 4, 1957, S. 129 bis 135.

anscheinend mit dem Süden zusammenhängendes slawisches Volkstum greifbar wird⁸.

Ein im Waldgebiet von Raabs erfolgtes Überdauern germanischen Namensgutes aus „vorslawischer Zeit“, somit hier etwa seit dem 6./7. Jahrhundert (und das müßte wohl angenommen werden, wenn wirklich ein deutsches „Râtkôzes“ bereits im 8. Jahrhundert in slawischen Mund übernommen wurde) scheint uns einigermaßen unrealistisch, zumal diese „Fluß- und Waldeinsamkeit“ an der Thayazwiesel in jener Frühzeit keineswegs als verlockend angesehen werden könnte, ein „Flüchten germanischer Restsiedler in die Einsicht“ wohl kaum vertreten werden kann. War doch auch nach allem, was wir bisher wissen, das Verhältnis zwischen den Restgermanen und den neu zugewanderten slawischen Sippen in den Ländern im Norden der Donau ein durchaus friedlich-gutnachbarliches⁸. Wenn jedoch ein solcher Rückzug (an den wir wie gesagt nicht glauben) doch stattgefunden haben sollte, bleibt immer noch die Frage offen, wann dieser Râtkôz gelebt, beziehungsweise welchem Volksstamm er angehört haben könnte.

Es ist kaum anzunehmen, daß sich Deutsche im 8. Jahrhundert zwischen dem südböhmischen Slawengebiet und den Awaren angesiedelt hätten, ein Vordringen kampaufwärts bis an die Thaya scheint uns in der Merowinger- oder frühen Karolingerzeit kaum diskutierbar. Es sei denn, daß die Baiern unter Herzog Tassilo III. planmäßig der awarischen eine baierische Grenzorganisation etwa an den Eintrittstellen der Verkehrswege und Straßen ins Awarereich entgegengestellt hätten. Eine Annahme, für die sich bisher jedoch nicht die geringsten Unterlagen ergeben haben.

Überreste älterer germanischer Siedler? Etwa gotisch-rugischer⁹ Herkunft? Oder langobardischer? Wir meldeten soeben unsere Bedenken gegen eine solche Annahme an. Immerhin ist bei den Goten der Name „Radagais“ (gleichbedeutend mit dem späteren Râtkôz?) zu 405/6 als der eines ihrer Anführer oder Fürsten bekannt, ebenso bei den Langobarden (Ratkis, 738 Herzog von Friaul, später bis 750 König). Aber man beachte die bereits erwähnte vollkommene Fundlosigkeit des Raabser Gebietes in der Zeit zwischen dem 4. und dem 9. Jahrhundert!

Man wird somit diese bisher bloß aus Ortsnamenkundlichen und sprachgeschichtlichen Argumenten erschlossene, durch keinerlei fundmäßige Tatsache bekräftigte Feststellung einer frühen germanisch-deutschen Besiedlung des Raabser Raumes weiterhin in Schwebelassen, beziehungsweise als äußerst fraglich bezeichnen müssen.

⁸ H. Mitscha-Märheim, Archäologisches und Historisches zur Slawensiedlung in Österreich, Akten des „Congressus Slavicus“ Salzburg 1963, dzt. im Druck.

⁹ Über die „Rugi“ der Raffelstettner Zollordnung des frühen 10. Jahrhunderts vergleiche: E. Zöllner, MIOG 60, 1952, S. 108—119, der einen Zusammenhang dieser Rugi mit Resten des Germanenstammes der Rugier ablehnt.

Hier bringt vielleicht H. Weigl die richtige Lösung, der jüngst einen slawisierten Personennamen Rätgōz (im Anklang an den echt slawischen „Radogost“ entstandenen) als Namensgrundlage unserer Siedlung annimmt¹⁰. Dies, also ursprünglich slawische Namensgebung, würde mit einem Schlag alle historisch-archäologischen Schwierigkeiten des Problemes beseitigen.

2. Das Land zwischen Staatz, Laa und Stronegg

In Kautendorf bei Staatz wurden im Laufe der Dreißigerjahre im Garten des Hauses Nr. 21 anlässlich von Bauarbeiten ur- und frühgeschichtliche Siedlungsfunde gemacht, über deren Fundumstände heute keine näheren Nachrichten mehr vorhanden sind. Der Lehrer G. Markl aus Ehrnsdorf schenkte dem Heimatmuseum Mistelbach eine Anzahl von Tonscherben, die von der betreffenden Fundstelle stammten (Inv. Nr. 1331—1337). Neben spätbronzezeitlichen Gefäßbruchstücken kamen auch Scherben frühgeschichtlicher Gefäße zum Vorschein, von denen die drei folgenden hier näher analysiert und abgebildet werden sollen.

1. Inv. Nr. 1332: Oberteil eines großen Topfes aus dunkelbraunem bis rostrotem, stark mit Sand vermischem Ton, außen und innen mit einem dünnen schlickerartigen Überzug versehen. Am Rand innen und außen leichte Drehspuren von der Bearbeitung mit einem Formholz. Der wenig gegliederte Körper ist oben leicht eingezogen und geht in einen schwach auswärts gebogenen Mundsaum über. In der Halskehle eine breite, spitzwinkelig gezogene Wellenlinie. Am Oberteil des Bauches drei umlaufende sechszellige gleichfalls spitzwinkelig gezogene Wellenbänder, die unten von einem geraden fünfzeiligen Horizontalband begrenzt werden. Mündungsdurchmesser etwa 13, Bauchweite etwa 15 cm. (Abb. 1)

2. Inv. Nr. 1333: Schulterbruchstück eines großen Gefäßes aus außen rostrotem, innen schwarzem, sehr feinsandigem Ton, dessen Oberfläche sich rauh angreift. Freihändig ohne Drehscheibe geformt. Unter zwei parallel umlaufenden Furchen mehrere (erhalten sind 3) Reihen von Fingertupfen mit deutlichem Nageleindruck. Bauchweite des Topfes mindestens 35 cm. (Abb. 2)

3. Randstück eines Gefäßes aus gut und hartgebranntem feinem Ton mit einzelnen kleinen Graphitbröckchen in seinem Innern. Der Rand, innen durch einen scharfen Grat vom Körper abgesetzt, ist leicht nach außen gebogen, der Mundsaum scharfkantig abgeschnitten. Auf der Schulter zwischen der Halskehle und zwei breiten umlaufenden Furchen mit langezogenen fünfzeiligen Wellenbändern verziert. Drehscheibenarbeit. Mündungsdurchmesser etwa 20 cm. (Abb. 3).

Zeigt das Bruchstück Nr. 1 den gebräuchlichen Typus der slawischen (mährischen) Tonware etwa des 10. Jahrhunderts, so fügt sich Nr. 3 zwanglos derselben Zeit ein, könnte nach Machart und Ton allerdings auch aus dem 11. Jahrhundert stammen. Völlig ungewohnt scheint uns in diesem zeitlichen Rahmen die in waagrechten Reihen angeordnete Fingertupfenverzierung des Bauchteiles des Topfes Nr. 2, sie entspricht fast völlig jener, die germanische Gefäße des 2. Jahrhunderts in unseren Norddonauegebieten wiederholt zei-

¹⁰ H. Weigl, Besprechung von H. Kaufmann, Genetivische Ortsnamen, 1961. Unsere Heimat 34, 1963, S. 178 f.

Abb. 1

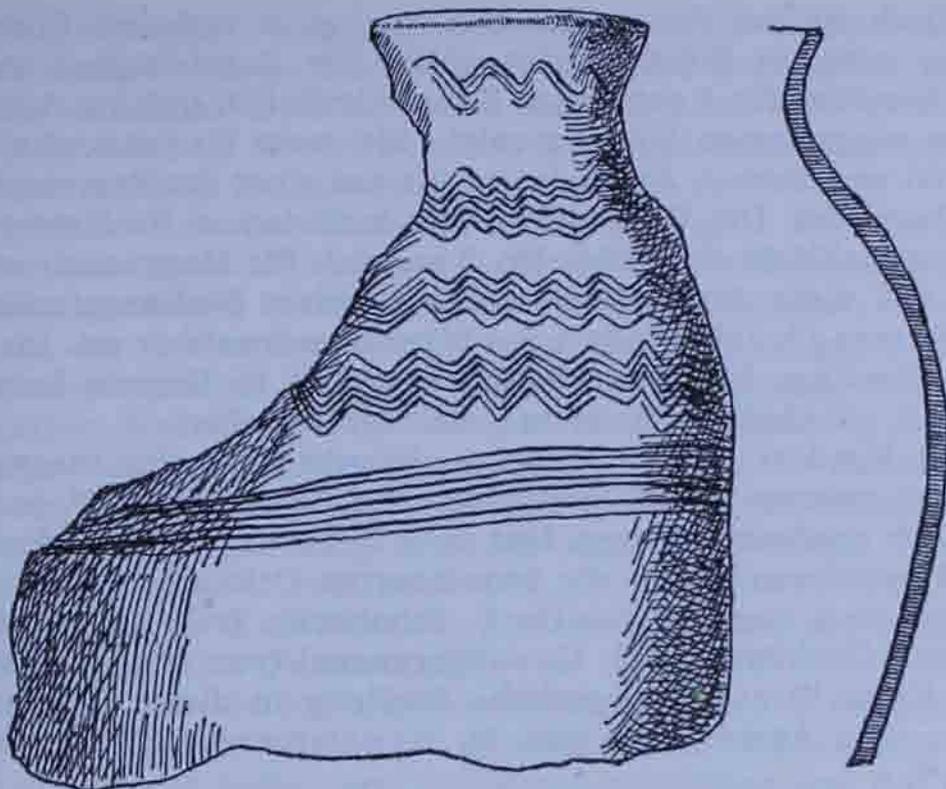


Abb. 2

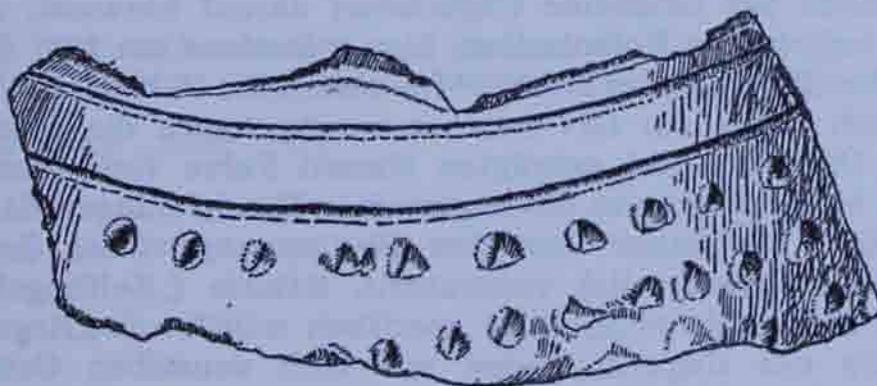
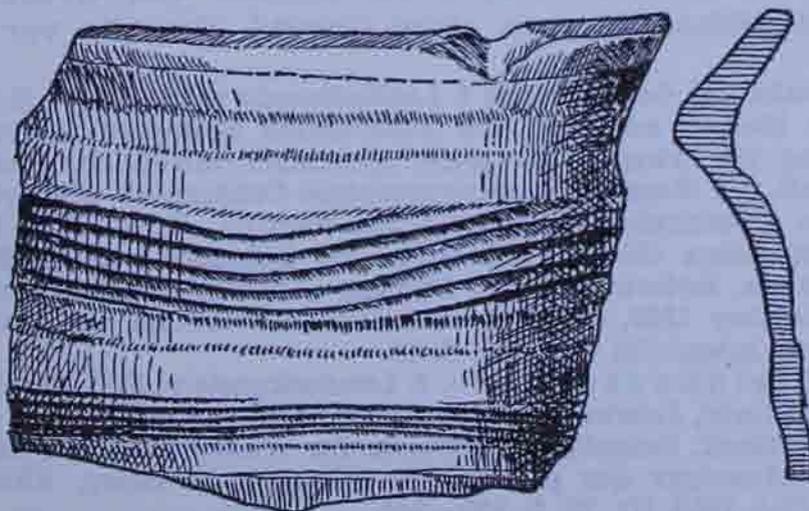


Abb. 3



gen. Doch ist bei diesen der Ton von ganz anderem Charakter, der an unserem Stück wieder völlig für Zugehörigkeit zu dem durch Scherben Nr. 1 gegebenen Zeitabschnitt (10. Jhdt.) spricht.

Im vergangenen Sommer zeigte ich unser Kautendorfer Fundmaterial ungarischen Archäologen, die auf einer Studienreise Österreich bereisten. Dr. V. Bertalan vom historischen Stadtmuseum in Budapest erklärte das Stück Nr. 2 sogleich für Magyarisch und betonte, daß diese Art Tonware in ungarischen Siedlungsfunden der Zeit bis zum 13. Jahrhundert des öfteren nachweisbar sei. Ich selbst hatte allerdings bei wiederholten Besuchen in Ungarn keine Gelegenheit, ein ähnlich verziertes Gefäß dort zu sehen.

Der Fundort — Kautendorf — könnte wohl eine magyarische Herkunft unseres Topfbruchstückes als durchaus möglich, ja wahrscheinlich erscheinen lassen. Hat doch Heinrich Weigl schon 1926 darauf verwiesen¹¹, daß die benachbarten Ortsnamen Ungerndorf, Fallbach (von ung. falva = Dorf), Schotterlee (von ungar. sátor = Zelt) und Gaubitsch (1055: Gewatisbrunnen) (von ung. oder südslawisch Kovac¹²) auf altungarische Siedlung in dieser Gegend hinweisen, eine Ansicht, der sich W. Steinhäuser 1932 voll anschloß¹³.

Über den Zeitpunkt der Begründung dieser ungarischen Ortschaften in unserem Raum kann wohl kein Zweifel obwalten. Während nämlich der Ortsname Ungerndorf darauf hinweist, daß zur Zeit der bayerischen Kolonisation, hier spätestens um 1041 (Einverleibung der „Böhmischen Mark“¹⁴ ins bayerische Gebiet) noch Ungarn saßen, nach denen der Ort benannt wurde, haben die Baiern den von den Ungarn selbst geprägten Namen Falva von ihnen übernommen, beziehungsweise die ungarischen Bezeichnungen Sátor und Kovac durch Anhängen deutscher Bestimmungswörter (le einerseits, brunn andererseits) verdeutscht. Sátorle („Zelthügel“) galt vielleicht als Bezeichnung einer spezifisch militärisch-kriegerischen Ansiedlung der Ungarn, finden wir doch denselben Ortsnamen (heute Schoderlee) in Zusammenhang mit einer ungarischen Grenzlinienbefestigung des 10. Jahrhunderts auch bei Alt-Lengbach im Wienerwald¹⁵ und heißt auch ein Ortsteil von Großkrut heute noch so (im Schoderlee), in einer Gegend also, die vor 1045 den

¹¹ Monatsblatt der Vereines f. Landeskunde v. N.Ö. 1926, S. 27 f.

¹² Den Namen mit dem des kasarischen Stammes „Kovar“ in Zusammenhang zu bringen, ist wohl sprachlich untunlich. Ansonsten ist bekannt, daß mit diesem zusammengesetzte Ortsnamen wiederholt in den ungarischen Grenzgebieten angetroffen werden, deren Hut im Norden und Westen ihnen oblag: P. Ratkoš, Die Ostgebiete Großmährens und die Altungarns. Referat auf der Tagung „Großmährisches Reich“ Brno-Nitra, September 1963, S. 17. I. Erdély, Les relations hungaro-khazares, *Studia et acta orientalia* IV, 1963, S. 43.

¹³ W. Steinhäuser, *Jahrb. f. Landeskunde v. N.Ö.* 25, 1932, S. 26 f.

¹⁴ K. Lechner, *Jahrbuch f. Landeskunde v. N.Ö.* 26, 1936, S. 40.

¹⁵ R. Büttner, Befestigungsanlagen im Wienerwald um die Jahrtausendwende. *Anzeiger der phil.-histor. Klasse der österr. Akademie der Wissenschaften* 1956, Nr. 25, S. 320—344.

Ungarn „cum gladio“ entrissen worden ist. So scheint es, daß dieses ungarische Siedlungsnest westlich von Staatz spätestens um 1000, wahrscheinlich aber bereits in der Zeit nach 906/7 entstanden sein dürfte. Und in diese Zeit (10. Jhdt.) fügt sich unschwer auch unser Kautendorfer Gefäßbruchstück ein.

Nachdem dann der Deutsche König im Jahre 1055 Gaubitsch und Krut einem edlen Riwin wegen Hochverrates abgenommen und an Passau geschenkt hatte, gründete dieses in Gaubitsch eine Mutterpfarre, der es das Gebiet um Staatz, Laa und bis gegen Stronsdorf hin unterstellte. Der alte Hauptort der Gegend, dessen ursprünglichen Namen wir nicht kennen, dessen Bedeutung sich aber im Namen „Altenmarkt“ erhalten hat, mußte seine Funktion an den neuen Pfarrort Gaubitsch abtreten. Denn zu den alten Mutterpfarren gehörte regelmäßig auch der Markt¹⁶. Dasselbe Vorgehen erkennen wir ja z. B. auch beim Orte „Altenmarkt im Thal“, dessen ursprüngliche Marktfunktion um 1050 an den neuen Mutterpfarrort Eggendorf i. Th. überging.

Und nun zum Schluß noch eine Bemerkung: Das Wappen der bereits im 12. Jahrhundert nachweisbaren ritterlichen Fallbacher zeigt einen sechs- oder siebenmal von Silber und Rot geteilten Schild¹⁷. Denselben Wappenschild aber führen die — arpadischen Könige von Ungarn. Wohl nur ein Zufall?

¹⁶ H. Wolf, Erläuterungen zum Historischen Atlas der österr. Alpenländer. Die Kirchen- und Grafschaftskarte. Niederösterreich. Wien 1955, S. 31.

¹⁷ Jahrbuch „Adler“ 1872.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1964

Band/Volume: [36_1](#)

Autor(en)/Author(s): Mitscha-Märheim Herbert

Artikel/Article: [Bemerkungen zur Frühgeschichte des nördlichen Niederösterreich
67-73](#)